

WAS DIE TRILOGIE MIT IHREM LESER MACHT

ZUR WIRKUNG DER GETRAGENEN TRILOGIE

Nicht neues Wissen — eine andere Richtung des Blicks.

Ein Leser, der sich wirklich auf die getragene Trilogie einlässt, wird nach ihrer Lektüre nicht einfach mehr wissen als zuvor. Die Bücher wollen kein Wissen hinzufügen, das sich wie eine Sammlung neuer Antworten ablegen lässt. Ihr eigentlicher Gegenstand liegt tiefer: Sie versuchen, die Richtung des Blicks zu verändern.

Vielleicht ist das überhaupt die angemessenste Weise, von einer Wirkung der Trilogie zu sprechen. Nicht darin, dass der Leser am Ende eine bestimmte Lehre übernommen hätte. Sondern darin, dass manches, was ihm zuvor als Mangel, Aufgabe oder Zumutung erschienen ist, eine andere Gestalt annimmt. Der Abstand bleibt Abstand. Die Schuld bleibt Schuld. Die Endlichkeit bleibt Endlichkeit. Der Andere bleibt unverfügbar. Und auch die Welt gibt nicht plötzlich Antworten auf die Fragen, die der Mensch an sie richtet.

Aber der Blick auf all das kann sich verändern.

Die drei Bücher beschreiben dabei drei Verschiebungen, die aufeinander aufbauen: vom Verlangen nach Erlösung zur Würde des Aushaltens, von der moralischen Rechnerei zur Ansprechbarkeit und schließlich von der Überforderung zur Entlastung.

VOM VERLANGEN NACH ERLÖSUNG ZUR WÜRDE DES AUSHALTENS

Die getragene Distanz beginnt an einer Stelle, an der der Mensch gewöhnlich möglichst schnell weiterkommen möchte: beim Riss.

Wir erfahren Verlust, Schuld, Trennung und Endlichkeit häufig als Störungen unseres eigentlichen Lebens. Etwas ist zerbrochen, jemand fehlt, eine Beziehung ist nicht mehr heil, eine Entscheidung lässt sich nicht zurücknehmen. Und unmittelbar entsteht der Wunsch, diesen Zustand zu überwinden. Der leere Platz soll wieder besetzt, die Wunde geschlossen, die Geschichte korrigiert werden.

Doch die Distanz stellt diese Bewegung selbst infrage.

Der Abstand ist nicht einfach das, was zwischen uns und einer heilen Welt steht. Er ist zugleich das, wodurch ein Gegenüber überhaupt erst entstehen kann. Ohne Abstand gäbe es keine Freiheit. Ohne Endlichkeit keine Entscheidung. Ohne die Möglichkeit des

Verlustes keine Treue. Ohne die Erfahrung, dass der Andere nicht in unserem Besitz steht, keine wirkliche Begegnung.

Damit verändert sich auch die Bedeutung des Aushaltens. Aushalten bedeutet hier nicht, passiv zu resignieren oder sich mit dem Unvermeidlichen abzufinden. Es bedeutet vielmehr, nicht jede Grenze sofort beseitigen zu müssen. Der leere Stuhl muss nicht künstlich gefüllt werden. Die Abwesenheit muss nicht durch eine Erklärung aufgehoben werden. Der Mensch darf vor dem stehen bleiben, was sich nicht reparieren lässt.

Vielleicht liegt gerade darin eine unerwartete Form von Würde.

Denn wer nicht mehr gezwungen ist, jeden Bruch unverzüglich zu überwinden, kann beginnen, in ihm auch die Wirklichkeit dessen anzuerkennen, was verloren gegangen ist. Der Schmerz wird dadurch nicht kleiner. Aber er muss nicht länger als bloßer Fehler betrachtet werden.

Der Abstand wird zu einem Raum.
Und in ihm kann der Mensch dem Anderen begegnen, ohne ihn zu besitzen.

VON DER MORALISCHEN RECHNEREI ZUR ECHTEN ANSPRECHBARKEIT

Wo Die getragene Distanz den Raum eröffnet, fragt Die getragene Treue, wie ein Mensch in diesem Raum bleiben kann.

Das geschieht nicht durch eine neue Moral, die dem Leser weitere Regeln auferlegt. Im Gegenteil: Die Treue löst sich gerade von jenem Denken, das menschliche Beziehungen ständig bilanziert.

Wer hat mehr gegeben?
Wer hat Schuld?
Wer hat Recht?
Was bekomme ich zurück?
War meine Entscheidung erfolgreich?

Solche Fragen sind im menschlichen Zusammenleben nicht bedeutungslos. Aber sie

reichen nicht aus, um zu erklären, was zwischen Menschen wirklich geschieht.

Die Treue richtet den Blick deshalb auf etwas Kleineres und zugleich Anspruchsvolleres: die Bereitschaft, ansprechbar zu bleiben.

Ein Mensch muss den Anderen nicht retten. Er muss nicht jede Wunde heilen und nicht jede Schuld auflösen. Manchmal besteht seine Antwort lediglich darin, nicht wegzugehen. Eine Tasse einzuschenken. Beim Müden sitzen zu bleiben. Einen Becher zur Seite zu rücken. Eine Hand zu reichen, ohne bereits zu wissen, was daraus entstehen wird.

Gerade weil diese Gesten nichts Spektakuläres leisten, entziehen sie sich der Logik des Erfolgs.

Die Ethik der Treue fragt nicht zuerst: Was ist dabei herausgekommen? Sie fragt: Warst du da?

Damit verändert sich auch der Blick auf das eigene Handeln. Vergebung muss kein fertiger Zustand sein. Irrtum macht einen Menschen nicht automatisch unfähig zu handeln. Und die moralische Reinheit, nach der wir uns selbst und andere so häufig beurteilen, erweist sich als schlechter Maßstab für menschliche Nähe.

An ihre Stelle tritt etwas anderes: die Fähigkeit, sich ansprechen zu lassen. Das bedeutet, den Anderen nicht auf seine Fehler zu reduzieren. Es bedeutet aber ebenso, sich selbst nicht hinter der eigenen Scham, der eigenen Rechtfertigung oder dem eigenen Anspruch auf Unverletzlichkeit zu verstecken.

Treue wird damit zu einer Form von Mut.

Nicht der Mut, alles zu lösen.
Sondern der Mut, nicht auszuweichen.

VON DER ÜBERFORDERUNG ZUR TIEFEN ENTLASTUNG

Mit Die getragene Fügung verschiebt sich die Perspektive ein letztes Mal. Nun geht es nicht mehr zuerst darum, wie der Mensch mit seiner eigenen Endlichkeit oder mit dem Anderen umgeht. Der Blick richtet sich auf die Wirklichkeit selbst.

Und hier liegt vielleicht die größte Entlastung der Trilogie.

Der moderne Mensch lebt leicht unter dem Eindruck, sein Leben müsse von ihm selbst hervorgebracht werden. Er soll sich erfinden, seine Möglichkeiten ausschöpfen, sein Glück herstellen, seine Identität begründen und seinem Dasein einen Sinn geben.

Selbst Freiheit kann unter diesen Bedingungen zu einer Last werden. Denn wenn alles möglich erscheint, scheint auch alles in unserer Verantwortung zu liegen.

Die Fügung setzt dieser Überforderung eine andere Erfahrung entgegen: Die Wirklichkeit ist bereits da, bevor wir sie hervorbringen.

Die Erde trägt den Schritt, bevor wir gehen.
Die Luft ist da, bevor wir atmen.
Der Regen fällt, ohne auf unsere Leistung zu warten.
Der Fels trägt die Zeit, ohne sie zählen zu müssen.
Der Wald wächst nach dem Feuer, ohne das Geschehene rechtfertigen zu können.

Das bedeutet nicht, dass alles gut ist.
Und auch nicht, dass alles einen verborgenen Sinn besitzt.

Gerade darin liegt die Besonderheit dieser Entlastung. Der Mensch muss die Welt nicht erst rechtfertigen, damit er in ihr leben darf. Er muss ihren Grund nicht selbst hervorbringen. Er darf erkennen, dass sein Dasein in eine Wirklichkeit gestellt ist, die ihm vorausgeht und ihn überdauert.

Das ist keine Aufhebung der Verantwortung.
Es ist ihre Begrenzung.

Der Mensch bleibt verantwortlich für seinen Schritt. Aber er muss nicht den Boden erschaffen, auf dem dieser Schritt möglich wird.

EINE ANDERE BLICKRICHTUNG

Vielleicht besteht die eigentliche Bewegung der Trilogie deshalb nicht darin, dass der Leser am Ende drei Antworten besitzt.

Vielleicht besitzt er weniger Antworten als zuvor.
Aber er braucht sie auch weniger dringend.

Der Abstand muss nicht mehr um jeden Preis überwunden werden.
Der Andere muss nicht mehr besessen oder endgültig verstanden werden.
Das eigene Handeln muss nicht ständig gegen eine Bilanz aufgerechnet werden.
Und die Welt muss nicht aus eigener Kraft zum Grund gemacht werden.

Was an die Stelle dieser Forderung tritt, ist eine andere Haltung:

bleiben, wo etwas nicht aufgelöst werden kann;
antworten, wo ein Anderer uns braucht;
und vertrauen, wo wir selbst nicht der Grund sein können.

So gelesen, verändert die Trilogie nicht in erster Linie die Welt des Lesers.

Sie verändert die Stellung, von der aus er auf sie blickt.

Der leere Stuhl bleibt leer.
Die Grenze bleibt Grenze.
Der Andere bleibt der Andere.
Die Welt bleibt fremd und vertraut zugleich.

Aber vielleicht erscheint all dies nach der Lektüre nicht mehr ausschließlich als das, was dem Menschen fehlt. Vielleicht wird es zu dem Raum, in dem sein Leben überhaupt erst möglich ist.

Und darin könnte die tiefste Bewegung der drei Bücher liegen:

Nicht darin, dass der Mensch endlich lernt, alles zu überwinden.

Sondern darin, dass er langsam begreift, was er nicht überwinden muss.